Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **9 (1927)**

Heft 39

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Annahme: Daag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 39 — **Zürich, 30. September 1927** — **IX. Jahrgang**

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 28. September 1927.

Der Nationalrat steckt tief in der Beratung des bundesrätlichen Geschäftsberichtes. Das Volkswirtschaftsdepartement bildet einen weiten Tummelplatz für Wünsche, Kritiken u. Anfragen. Nat.-Rat Joß, der einstige bernische Gewerbesekretär und jetzige Berner Regierungsrat, verwandte sich warm dafür, daß die Berufsberatung vom Bunde aus gefördert werde. Nat.-Rat Nicole, Genf, fand, daß es allzu gemütlich gehe mit der Gesetzesarbeit für die Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Herr Petrig aus dem gebirgigen Wallis fragte den Bundesrat an, ob ihm bekannt sei, daß die schweiz. Landwirtschaft eine aufsehenerregende Krise durchmache infolge der Preissenkung nahezu aller ihrer Produkte, und ob der Bundesrat bereit sei, der Bauernsame, namentlich den Gebirgsbauern, volle Unterstützung zukommen zu lassen. Die Graubündner Vertreter tadelten „die Viehpolitik" des Bundesrates: Das Einfuhrkontingent für Schlachtvieh ist zu groß; der Export von Zuchtvieh zu klein; die Einfuhrzölle für Vieh und Fleisch sind zu niedrig; die Milchproduktion wird zu wenig unterstützt; die Viehseuchensperre dauert zu lang usw. Alle Maßnahmen um das Vieh herum scheinen verfehlt zu sein, und doch gilt Bundesrat Schultheß, der Chef des Volkswirtschaftsdepartement in allen nicht bäuerlichen Kreisen als allzu wohlwollender Schutzpatron der Bauern; man darf also wohl annehmen, daß er für sie tut, was er kann.

Auch auf den Chef des Post- und Eisenbahndepartements regnete es Interpellationen herab. In dem Umstand, daß die Genfer Polizei auf ihr Verlangen hin von der Postverwaltung das Abonnentenverzeichnis des „Drapeau rouge" erhielt, erblickten sozialistische Ratsmitglieder eine schwere Verletzung des Postgeheimnisses. Bundesrat Haab wies aber darauf hin, daß die Auslieferung gestützt auf Art. 6 der Postordnung erfolgte; darnach ist die Post verpflichtet, sich Anordnungen der Gerichtsbehörden zu unterziehen. Die Genfer Polizei wünschte das Verzeichnis im Interesse des Schutzes der ausländischen Delegierten bei den internationalen Genfer Konferenzen. Die Postsparkassenfrage, die seinerzeit in Frauenkreisen viel Beachtung fand, lebte in einer Interpellation Weibel, Luzern, wieder einmal auf. Bundesrat Haab ist aber kein besonderer Freund der Postsparkasse. Er hält dafür, daß diese Institution eine wenig lukrative Neuerung für die Post bildete und daß die Schweiz reichlich genug mit Spargelegenheiten bedacht sei.

Neu und zeitgemäß zeigte sich eine Interpellation über die Verwendung von Akademikern im Bahndienst. In Eisenbahnerkreisen ist man wenig erbaut darüber, daß die Akademiker neuerdings gerne in die Praxis des Bahndienstes eintreten. Die Gegner behaupten, daß die Eisenbahnverwaltung diese Tendenz durch eine besonders entgegenkommende Haltung fördere. Der Interpellant Müller (soz., Bern) verfocht die Meinung, daß es dabei unbedingt ein Facit für den Betrieb geben werde, weil der Akademiker sich nicht anzustrengen braucht, um vorwärts zu kommen, der Nichtakademiker sich nicht mehr anstrengen wird, weil er weiß, daß er doch nicht befördert wird. Bundesrat Haab bestritt, daß die Eigenschaft des Akademikers zum Vorwärtskommen genüge. Es wäre aber ungerecht und unklug, den Akademiker vom Bahndienst auszuschalten. Die Mischung von Akademikern und Personal, das sich aus der Praxis heraus empor schafft, bewahrt den Betrieb vor Verknöcherung. Heute sind dreißig Akademiker im Bahndienst der S. B. B. beschäftigt, verhältnismäßig weniger als im Auslande. Der Interpellant erklärte sich von dieser Auskunft nicht befriedigt.

Heute, in letzter Stunde, befaßte sich der Nationalrat mit der Differenzenbereinigung im Tuberkulosegesetz. Der Referent, Dr. Welti, Rheinfelden, setzte sich wacker ein für die umstrittenen Punkte: Unentgeltliche bakteriologische Untersuchung und Entschädigung an Lehr- und Pflegepersonal, das wegen tuberkulöser Erkrankung aus seinem Berufe entfernt wird und keine andere Beschäftigung findet. Herr Killer, der neugewählte Stadtammann von Baden, tat im Laufe der Beratung den Ausspruch: „Wir sind nicht da, um wie Herr Dind im Ständerat sagte, die Caisse federale zu verteidigen, sondern um die Interessen der Volksgesundheit zu wahren." Nach Kommissionsantrag wurde an den frühern Beschlüssen festgehalten, allerdings mit einer kleinen Einschränkung hinsichtlich der Entschädigung an Lehr- und Pflegepersonal. Man darf nun wohl hoffen, daß der Ständerat vor der festen Haltung des Nationalrates kapitulieren wird.

Im Ständerat bildete der Bundesbeschluß betreffend die Erhebung von Zollzuschlägen auf Gerste, Malz und Bier, im Volksmund Biersteuer genannt, eine harte Nuß, an der die besten Juristen des Rates ihre Kräfte maßen. Der Nationalrat hat im Oktober 1926 in der Sache Beschluß gefaßt, einen Beschluß, der von juristischen Autoritäten wie alt-Bundesrat Hoffmann, Prof. Fleiner, Zürich, Prof. v. Waldkirch, Bern, als verfassungswidrig bezeichnet wurde. Nun wollte es die ständerätliche Kommission besser machen. Zu diesem Zweck nahm sie an der Vorlage eine durchgreifende Aenderung vor. Aber auch die Verfassungsmäßigkeit des neuen Entwurfes erfuhr Anfechtungen aus der Mitte des Rates. Einen Stein des Anstoßes bildete namentlich die neu aufgenommene Dringlichkeitsklausel. Schließlich drang der Kommissionsentwurf aber doch durch mit einer von Herrn Wettstein beantragten zeitlichen Beschränkung auf die Dauer von drei Jahren. Während dieses Zeitraums, d. h. bis zum Inkrafttreten der Alkoholrevision werden sich Malz, Gerste und Bier Zollzuschläge von Fr. 10.70 bis 14.50 pro 100 kg gefallen lassen müssen. Es wurde aber von vielen Rednern betont, daß die Bierbrauer in der Schweiz geradezu eine Monopolstellung einnehmen und eine so wohlhabende Gilde bilden, daß sie das Opfer an die Bundeskasse leicht tragen können ohne jegliche Abwälzung auf den Konsumenten.

Mit einigen Abänderungen am Beschluß des Nationalrates stimmte der Ständerat für die Ausrichtung eines außerordentlichen Beitrages von 1 Million jährlich an die anerkannten Krankenkassen. Diese Million fließt den Kassen ausschließlich für ihre Leistungen an Frauen und Kinder zu und zwar als Zuschlag zum ordentlichen Wochenbettbeitrag und als Zuschlag auf außerordentliche Beiträge an die Krankenversicherung von Frauen und Kindern. Der Bundesbeschluß tritt für 5 Jahre in Kraft. Innerhalb dieser Zeit hofft man die Revision des Bundesgesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung (Teil Krankenversicherung) zu beenden und damit eine definitive Regelung der Beitragspflicht zu schaffen. Neben kleinern Geschäften wie Eisenbahnkonzessionen, Gewährleistung von kantonalen Verfassungen usw. befaßte sich der Ständerat mit der Revision seines eigenen Geschäftsreglementes und folgte dabei den Weisungen der Aeltesten und Erfahrensten im Kollegium.

Die Session neigt sich dem Ende zu. Noch harren wichtige Traktanden der Erledigung, so daß man für die letzten Sitzungstage mit Hochbetrieb rechnen muß.

Völkerbundsversammlung.

Am 27. September wurde die 8. Völkerbundstagung in Genf geschlossen. Widersprechend sind die Kommentare, die ihr in der europäischen Presse folgen. Die ganze Skala vom „schwächlichen Versagen„ bis zum „hoffnungsfreudigen Erfolge" wird darin durchlaufen. Wenn man bedenkt, daß die Session unter den ungünstigsten Bedingungen begann, in einer Atmosphäre, die mit Gleichgültigkeit einerseits und Erbitterung anderseits geladen war, dann wird man um gerecht zu sein, jedes, auch das kleinste Ergebnis als einen Schritt vorwärts begrüßen müssen. Beachtenswert ist die Schlußrede des Präsidenten der Versammlung, des Südamerikaners Quani, der als ein Mann der Realität und nicht als Schönredner gilt. Er drückte einleitend seine Befriedigung darüber aus, daß an dieser Tagung die verschiedensten Ansichten mit seltener Freimütigkeit kundgegeben wurden. Es ist in der Tat so, daß sich auch bei den kleinen Staaten ein starker Zug zur Selbständigkeit geltend machte. Die Nichtwiederwahl Belgiens in den Völkerbund bildet einen Beweis hiefür, aber auch in der Abrüstungsfrage haben die Vertreter kleiner Länder wie Hollands und Norwegens selbständige Auffassungen vertreten. Das Zeugnis, das Präsident Quani der Versammlung für ihre Haltung in der wichtigsten und schwierigsten aller Völkerbundsfragen, in der Frage der Friedenssicherung durch Abrüstung, ausgestellt hat, sei hier im Wortlaut wiedergegeben: „Alle sind wir in dem Willen einmütig gewesen, den Angreifer außerhalb des Gesetzes zu stellen und die Schiedsgerichtsbarkeit soweit als möglich auszudehnen. Schließlich ist der Wille zur Verminderung der Rüstungen, der Ausgangspunkt aller unserer Untersuchungen und Anstrengungen, weit davon entfernt schwächer zu werden. Er wird vielmehr immer lebendiger; ich kann wohl sagen, daß wir jetzt dazu gekommen sind, mit mehr Klarheit als jemals zuvor die Grenze zwischen Möglichkeit und Ideal zu ziehen. Wenn wir uns jetzt nicht nur vornehmen, in einem gewaltigen Aufschwung das Ziel zu erreichen, wenn wir begreifen, daß der Weg lang ist, so haben wir doch die Etappen abstecken können, es läßt sich jetzt auch in die nahe Zukunft vorausehen, in der wir eine erste Herabsetzung der Rüstungen gleichzeitig mit einer bessern Definition des Sicherheitsbegriffes erlangen werden".

Die 8. Völkerbundsversammlung hat den entschiedenen Willen bekundet, die Abrüstungsfrage nach allen Richtungen hin weiter zu verfolgen. Die einleitenden Schritte für eine baldige neue Abrüstungskonferenz sind bereits getan. Auch im Hinblick auf die Wirtschaftsprobleme wurden Erkenntnisse gezeitigt und der Boden für die Weiterarbeit geebnet. Daß jede Völkerbundsversammlung eine Stärkung der Idee des internationalen Rechtes bildet, sei als ein weiteres Aktivum gebucht.

J. M.

Die Frauen im Judentum.

I.

Man möchte viel von ihnen wissen.

Man saß vielleicht auf der Schulbank neben einem Judenmädchen und staunte heimlich über seine großen, glänzenden Augen, über sein schwarzes Kraushaar, über die lebhafte Hautfarbe und vielleicht auch über sein artiges, aber immer etwas zurückhaltendes Wesen. Man sah im Theater oder auf Promenaden Judenfrauen langsam einherwandeln, glänzend angetan, oder hörte unter der Wohnungstür das drängende Ueberreden und Zureden einer unterwürfigen Hausiererin. Man studierte vielleicht neben eifrigen, klugen Jüdinnen aus Rußland. Und vielleicht hatte man Gelegenheit, eine jüdische Mutter ihre Kinder liebkosen zu sehen, mit einer allumfassenden, brennenden Zärtlichkeit. Man fragte sich etwa, welchen Anteil wohl die jüdischen Frauen daran hätten, daß ihr Volk bis heute ein Volk geblieben ist, aller Zerstreuung, allen unsagbaren Verfolgungen, den Missionsversuchen aller Art zum Trotz. Vielleicht fand man eines Tages in einem alten Geschichtsbuch eine grauenvolle Seite, die da erzählte, wie da oder dort Juden und Jüdinnen auf einen Scheiterhaufen gebunden worden waren, wie man versucht hatte, ihre Kinder den Flammen zu entreißen, um sie zu taufen, und wie diese Mütter ihr Höchstes, ihre Zukunft, ihr Leben, ihr Kind mit letzter Kraft an sich gerissen hatten und es lieber in den gräßlichen Martertod mitnahmen, als daß sie es einem Leben hätten ausliefern wollen. das ihr Herzblatt ihrem Volke geraubt hätte. O, ohne die Heldenkraft dieser Frauen wäre das jüdische Volk seit langem nicht mehr.

Wissen ihre Männer es? fragt man sich. Achten, ehren sie sie demgemäß? Welche Stellung räumen sie ihnen ein?

Man weiß, wieviel für die jüdische Frömmigkeit das Beobachten der Speisegesetze bedeutet und überlegt sich, daß demnach die Möglichkeit, ein jüdischfrommes Leben zu führen, zum großen Teil in den Händen der Frau liegt, von ihrer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abhängt. (Denke man nur etwa daran, wie peinlich genau z. B. Fleisch- und Milchspeisen getrennt werden müssen, so daß Fleisch- und Milchgeschirre in verschiedenen Gefäßen, mit verschiedenen, nie zu verwechselnden Lappen oder Bürstchen gewaschen, Fleisch- und Milchspeisen auf verschiedenen Tischen zubereitet werden müssen oder was das Sauerteigausfegen auf Ostern hin und die peinliche Absonderung der verschiedenen Ostergeschirre und -Gerätschaften von einer Hausfrau erfordert.) Man könnte da von einem häuslichen Priestertum der Judenfrauen reden, und wird es umso mehr tun, wenn man sich vorstellt, daß nur die Ehefrau die Sabbathlichter anzünden darf, am Freitagabend. Man weiß wohl auch, wie viel die Ehe gilt im frommen Judentum: daß nur ein Ehemann den Gesetzesmantel tragen darf, nur ein Ehemann Lehrer sein soll oder Ehrenämter annehmen kann, daß Eltern lieber ihre

---

Feuilleton.

Die Wolke.

Von Sophie Jacot Des Combes, Stäfa.

Er stand hoch oben auf einer Wolke, griff in die Saiten und sang.

Und täglich versammelte sich viel Volk unter der Wolke, Menschen, die seinen Liedern lauschten.

Alles, was tief in ihren Herzen verborgen lag, das strömte von seinen Lippen. Es fand seinen Weg in ihre Herzen zurück, und wenn sie nach Hause gingen, war alles, was sie gefühlt und gedacht hatten, so viel schöner geworden, so viel beglückender durch die Töne, die er dafür gefunden hatte.

Da mischte sich eines Tages unter den Haufen einer, dem der schöne Gesang zuwider war.

„Tagedieb", rief er dem Sänger auf der Wolke zu, „warum hältst du das Volk an, seine Zeit so unnützlich zu verschwenden?" Und zum Volke sprach er: „Narren, glaubt ihm kein Wort, alles ist erlogen, was er singt. Seht doch, schon die Wolke, die ihn trägt ist nichts als Luft und Wasser!"

Als dies der Sänger hörte, legte er seine Leier neben sich hin, bückte sich und griff mit beiden Händen in die Wolke, um zu erfahren, ob der da unten wahr spreche. Und siehe da, als seine Hände die Wolke berührten, zerstob sie in tausend glitzernde Wasserperlen und er stürzte hinab, mitten unters Volk. Dort blieb er tot liegen, mit zerschlagenen Gliedern.

Da waren nun einige unter den Leuten, die riefen: „Schlagt ihn tot, den Verleumder, den Hund, der uns unsern Sänger umgebracht hat!" Aber der Mann war nirgends mehr zu sehen. Und es entstand ein großer Tumult und ein großes Geschrei unter dem Volk. „Kommt", schrien sie", laßt ihn uns suchen, wir wollen ihn mit Knüppeln totschlagen."

Da stand ein weißbärtiger Greis unter den Wütenden auf und sprach: „Was wollt Ihr tun, Ihr Unbesonnenen? Seht, der da kam und rief: „Die Wolke, die den Sänger trägt, sie ist nur Wasser und Luft", hat der nicht recht gehabt?"

Da dachten die Leute über das Wort des Alten nach und schwiegen. Und sie teilten sich und begaben sich heim, ein jeder an seine Arbeit.

Wenn aber die Zeit kam, in der sie sonst gegangen waren mit klopfendem Herzen, um dem Sänger auf der Wolke zu lauschen, da wurden sie traurig und kaum konnten sie den Gedanken ertragen, daß sie ihn nun nie mehr hören würden.

Und die Männer sprachen, ein jeder für sich: „Die Wolke war von Wasser und Luft, aber warum mußte er kommen und mußte es so laut sagen?"

Und die Weiber schrien: „War es nicht unsere Wahrheit, die der dort oben sang und was gibt er uns dafür, der Erbärmliche, der sie uns nahm? Verflucht sei er, der dies getan hat.

Die Möve.

Skizze von Sophie Jacot Des Combes.

Wie ein runder Spiegel, hell und glatt lag die Pfütze auf der braunen Quaistraße, und blauer Himmel und eine weiße Wolke spielten: „Wer am schnellsten durchlaufen kann." Manchmal waren sie sich so dicht auf den Fersen, daß sie aneinanderstießen, weiß und blau im Pfützenspiegel. — Die Möve dachte nicht weiter darüber nach, sie hatte Durst. Die Spiegelfläche bekam Risse und Sprünge unter ihren Füßen und Flügeln.

„Bleibe bei mir!" flüsterte die Pfütze, „sieh, wie groß ich bin, der Himmel spiegelt sich in mir!"

„Ich gehöre dem Meere," sagte die Möve und trank.

„Bleibe bei mir," liebkoste die Pfütze, „dein Spiegel will ich sein und dein Meer!"

„Ich brauche Wind und Wellen," sagte die Möve und trank.

„Bleib bei mir," schmeichelte die Pfütze, „nachts schickt mir der Himmel seine schönsten Sterne!"

„Ich danke für die Gastfreundschaft," sagte die Möve und wischte sich den Schnabel.

„Bleibe, bleibe, alles will ich dir geben . . ."

„Sehr schön, sehr schön, aber just das behagt mir nicht so recht . . . es ist so anders als bei meinem Meer . . ."

„Ich bin wie dein Meer, da ist kein Unterschied!"

„Doch, da ist ein kleiner Unterschied!" und die Möve hob die Flügel.

„Glaube das nicht!" flehte die Pfütze.

„Mein Meer bot mir niemals so viel an wie du!" und die Möve flog.

"So höre doch, höre doch!" jammerte die Pfütze. Aber die Möve schaukelte schon auf einer weißen Schaumkrone.

„Weiß und blau auch hier," dachte sie, „aber wie anders!"

Der neue Mensch im neuen Wohnraum.

Der Mensch für die neue Wohnart ist zum Teil schon da. (Denn sonst hätte er sie nicht geschaffen.) Zum Teil muß er sich noch anpassen. (Denn sonst würden die Siedlungen ohne Widerspruch bezogen.)

Die neue Wohnung hat mit der Seßhaftigkeit des Menschen gebrochen: darüber stolpern viele. Das neue Haus hat keinen Ballast, keine Trägheit. Der Mensch ist Zentrum und Sinn des Hauses. Alles bezieht sich auf ihn und deutet auf ihn. Durch seine Bewegtheit bekommt das Haus erst seine Bestimmung. Der Mensch hat eine gesteigerte Bedeutung. Man hat endgültig aufgehört dem leblosen, dem Material einen Schwung ins Leere zu geben (als ob es eigener Bewegtheit fähig wäre). Die Masse harrt auf den Menschen. Lauter gleiche Massen harren auf lauter verschiedene Menschen. (Darum können die Häuser gleich sein, weil die Menschen verschieden sind.)

Das Haus hat keine festen Punkte für irgendwelche Tätigkeiten. Das Haus ist nur weit. Es gibt nur Möglichkeiten, es übt keinen Zwang aus. Das Problem der Auflösung der Mauern steht im Vordergrund und ist ausschlaggebend. Verwischung der Grenzen zwischen endlich und unendlich. Mauern sind nichts anderes und nicht mehr als eine spanische Wand vor dem Wind. Das Bewußtsein ist weit geworden und umspannend. Im durchgehenden Fensterband sind kilometerlange Landschaften in unsern Tag eingezogen. Das Haus ist des Menschen Resonanzkasten: die Wände schwingen seinen Ton. Die Schranken zwischen den Zimmern werden zweifelhaft: es geschieht ein Vorstoß zur Gemeinschaftlichkeit, zur Verträglichkeit. Der Umgang stellt sich fein und rücksichtsvoll ein. Das Haus ist des Menschen hohes Seil, er tanzt schwindelfrei auf den Dächern. Er hat Tiergeschicklichkeit auf steilen Treppen und in engen Gängen. Der augenblickliche Sportsfanatismus ist Vorschule zum neuen Wohnen. Der flinke Mensch liebt ein halsbrecherisches Haus.

Es gibt keine Angelhacken für Gäste in Form von Bildern oder schönen Büchern. Das Haus offenbart sich erst bei einem gewissen Maß von Geisteigkeit, dem Nüchternen bleibt es nüchtern. Folgender Satz ist nicht mehr gewagt: das Haus besteht nur noch aus Atmosphäre. Das Haus ist eine An-

verheirateten Kinder jahrelang selber erhalten, als daß sie sie ledig sehen, und daß ein alter Junggeselle fast undenkbar ist unter Juden. Und man hört etwa von Bädern, die den Frauen und den Männern vorgeschrieben sind, von strengen Vorschriften für die Ehemänner zur Schonung ihrer Frauen, und davon, daß ein frommer Ehemann Frauen nicht die Hand gibt, keine Briefe schreibt, sich nirgendwo mit ihnen allein aufhält, es handle sich denn um seine eigene Frau, und daß es kaum jemals vorkommt — es sei denn durch Zwang —, daß eine Jüdin ein uneheliches Kind zur Welt bringt, wie denn heute in Palästina, in dieser so buntzusammengewürfelten jüdischen Bevölkerung, die Sorge um uneheliche Kinder vollständig dahinfällt. Wie keine andere Religion, scheint mir, hat die jüdische Religion und die jüdische Weltanschauung die Naturanlage des Menschen, vor allem des Mannes, nach ihrer geschlechtlichen Seite hin, als nun einmal gegeben anerkannt und erkannt und ihr die Entwicklung — in vorgeschriebenen Bahnen — erlaubt und hat dadurch diese Naturanlage zu einem Werkzeug des Fortschrittes und der steten Weiterentwicklung gemacht. Ueberlege man sich, was dies in einer Welt der vielfach unterdrückten und irregehenden Kräfte bedeutet, der Kräftevergeudung mit ihren oft so furchtbaren Folgen, und was es für die Gesundheit, das Wohlbefinden und das Glück der Frauen bedeuten muß! — Die ganze Religion, die gesamte Weltanschauung scheint, allen Schwierigkeiten zum Trotz, diesen Menschen immer wieder zuzurufen: „Lebt! Mehret das Leben! Laßt es nicht aussterben!“ Oder vielmehr das alte Wort: „seid fruchtbar und mehret euch!“ In einer solchen Religion und Anschauung ist die Frau natürlich unentbehrlich, unersetzlich. Mönche können vollkommene Christen sein, ja, halten sich für die höheren Christen; ein ehelos er frommer Jude ist undenkbar. Und doch, so seltsam es aussieht, bedeuten die Frauen — wenigstens theoretisch — in der christlichen Kirche mehr, als sie in der Synagoge bedeuten. Zehn versammelte jüdische Männer, mag die Versammlung sein, wo sie will, bilden eine Religionsgemeinde mit Beschlußfähigkeit, mit der Möglichkeit, diese oder jene Vorschrift auszuführen, die eine Gemeinde verlangen. Eine Versammlung von hundert, von tausend jüdischen Frauen, seien sie noch so weise oder so fromm, ist nichts, ist eine Null, sofern es sich um religiöse Dinge handelt. Und wie wunderselten sind die jüdischen Frauen, die das große, immer weitergewälzte Erbgut ihres Volkes kennen oder sogar vergrößern: die große Literatur, sei sie geschichtlich, philosophisch oder religiös? Während dem Gottesdienst müssen die Frauen abseits, auf den Galerien bleiben, manchmal sogar noch hinter Gittern. Das ist nicht die Art eines Volkes, einer Religion, die ihre Frauen um ihretwillen schont und schätzt. Am stärksten spricht sich die Wertung der Frauen wohl in dem täglichen Morgengebet der Männer aus, die da ihren Schöpfer lobpreisen und ihm danken, — daß er sie nicht als Frauen erschuf. Kann etwas deutlicher reden? Die Frauen müssen geschont und hochgehalten werden als das Gefäß, aus dem die Knaben, der Mann, das Volk immer neu geboren werden sollen.

Solche Gedanken gingen mir während des kürzlichen Basler Zionistenkongresses durch den Sinn. Doch nicht sie allein.

Welchen Eindruck machen die Parlamentarierinnen?

Kürzlich tagte in Paris der Kongreß der Interparlamentarischen Union, an der, wie unsere Leserinnen wissen, auch einige weibliche Abgeordnete teilgenommen haben. Da Frankreich noch kein Frauenstimmrecht, also auch noch nicht die weibliche Abgeordnete kennt, sahen sich die französischen Parlamentarier und Politiker, auch die widerspenstigen Herren Senatoren zum ersten Mal weiblichen Abgeordneten gegenüber. Diese Frauen müssen ihnen nun doch einigen Eindruck gemacht haben, denn wie die „Française“ berichtet, schrieb eine der französischen Zeitungen nachher folgendes:

„Die französischen Senatoren, die schon zweimal den Französinnen die politischen Rechte verweigert hatten, täten gut daran, diejenigen ihrer Kollegen, die den Verhandlungen der interparlamentarischen Union beiwohnten, zu fragen, was sie von der Haltung der neun weiblichen deutschen und der einen dänischen Abgeordneten, die am Kongreß teilnahmen, denken. Diese Haltung war tadellos. Die Damen wurden natürlich scharf aufs Korn genommen und beobachtet. Man spähte nach Mängeln in der Toilette, nach Verstößen im Auftreten. Man war jedoch gezwungen zuzugeben, daß diese politischen Frauen ihre Funktionen mit bemerkenswerter Würde versehen. In den Wandelgängen suchten sie die Gesellschaft der ernstesten Parlamentarier und unterhielten sich mit ihnen auf das angelegentlichste. Die Herren mußten feststellen, daß die Damen über die angeschnittenen Fragen sehr auf dem Laufenden waren. In den Sitzungen hörten sie mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und unterbrachen nur wohlüberlegt. Eine von ihnen betrat die Rednertribüne. Sie hat durch ihr Auftreten, durch ihre Bescheidenheit und ihre Sachkenntnis nur den besten Eindruck gemacht. Die Debatten beweisen, daß die Frauen sich weit weniger um reine Politik als vielmehr um volkswirtschaftliche Fragen interessieren. Ihre Zugehörigkeit zur Partei beschäftigt sie viel weniger als Fragen sozialer Verbesserungen oder die der Volkshygiene. Kurz, sie haben den Beweis erbracht, daß die Frauen im Parlamente nicht am falschen Orte sind.

Die französischen Senatoren, an die im Laufe der nächsten Session die Frage des Wahlrechtes und der Wählbarkeit der französischen Frauen treten wird, täten wie gesagt gut daran, wenn sie sich einen rechten Begriff von der Sache machen wollen, sich bei ihren Kollegen, welche die zehn weiblichen Abgeordneten in der interparlamentarischen Union am Werke gesehen haben, zu erkundigen. Dann wird die Sache der Französinnen gewonnen sein. — „Ach ja, wenn wir das nur auch von unserer Sache sagen dürften!“

Gegen die Glücksspiele.

Der schweizerische **Verband für Frauenstimmrecht** wendet sich in einem Rundschreiben an die schweizer. Nationalräte, um ihnen die Stellungnahme der Frauen zur sogenannten Kursaalinitiative bekannt zu geben und sie zu bitten, im Laufe der Debatte alles zu tun, um den Rat zu veranlassen, den Stimmberechtigten die Verwerfung der Kursaalinitiative zu empfehlen und auf diese Weise Stellung zu nehmen gegen eine Maßnahme, die für unser Land als äußerst gefährlich bezeichnet werden müsse. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Sehr geehrter Herr Nationalrat!

In seiner nächsten Session wird sich der Nationalrat mit der sogen. „Kursaal-Initiative“ zu beschäftigen haben, nach der von neuem der öffentliche Betrieb der Glücksspiele gestattet werden soll. Im Namen derjenigen Schweizerfrauen, denen die moralische Gesundheit unseres Volkes am Herzen liegt und die sich, wenn auch noch ohne die Verantwortlichkeit der Bürgerin, stark für das öffentliche Leben interessieren, erlauben wir uns hiemit, Sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche diese Initiative in unsern Augen und in den Augen vieler unserer Mitbürger in sich birgt.

Es wird wohl nicht nötig sein, hier noch besonders auf die traurigen Wirkungen hinzuweisen, welche die Glücksspiele auf eine Bevölkerung ausüben, sei es im wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht, wie auch vom Standpunkt der Moral und der Erziehung aus: diese Tatsachen sind zu allgemein bekannt, als daß man noch näher darauf eintreten müßte. Nun handelt es sich bei der Initiative, welches auch die Vorbehalte und Vorsichtsmaßregeln sein mögen, in die sie sich eingehüllt hat, wiederum um das Prinzip der Glücksspiele; denn wenn sie auch zuerst erklärt, daß die Glücksspiele abgeschafft sein sollen, so kehrt sie alsbald das Blatt um, indem sie den Kantonen das Recht verleiht, zu gewissen Bedingungen gewisse Spiele wieder einzuführen, die 1925 abgeschafft worden waren und die nur Unwissende als unschuldigen Zeitvertreib bezeichnen können. Ebenso kann die Klausel, nach der ein Zehntel des Betriebsgewinns gemeinnützigen Fürsorge-Einrichtungen zugewendet werden soll, diejenigen nicht täuschen, die abzuwägen verstehen zwischen den schlimmen Folgen, welche z. B. das Boule-Spiel (das ipso facto wieder eingeführt würde, wenn nicht der Kanton es zurückweist) mit sich bringt, und den wohltätigen Zuwendungen, mit denen die Vergnügungs-Etablissemente die Auswirkungen des Uebels zu verwischen suchen, das sie selbst verursacht haben.

Wir wissen wohl, daß die Urheber der Initiative als Hauptargument für die Wiedereröffnung der Spiele die Förderung der Fremdenindustrie hervorheben. Wir sind auch weit davon entfernt, die Bedeutung der Hotelindustrie für unsere Volkswirtschaft zu unterschätzen, aber wir glauben nicht, daß die materiellen Vorteile einiger unserer Mitbürger die moralische Gesundheit unseres ganzen Volkes überwiegen sollten. Uebringens scheint es uns, genau betrachtet, daß unser Hotelgewerbe mit der Wiedereinführung der Glücksspiele nicht viel gewinnen wird: das Publikum, das diese Etablissemente besucht, besteht gewiß zum großen Teil nicht aus sehr erwünschten Elementen, und die Kundschaft, die auf diese Weise herbeigezogen würde, wird gerade von denjenigen Fremden nicht gern gesehen, die in die Schweiz kommen um ihrer Schönheit und ihres gesunden Klimas willen und weil sie den Komfort unserer Hotels, unserer Sportorganisationen und unserer Erziehungsinstitute zu schätzen wissen; so würden nur die einen die andern vertreiben, wir würden ein Publikum durch ein anderes ersetzen, und dies zum Schaden unserer eigenen Bevölkerung und unseres guten Rufes.

Rechtsfragen:

Die Wöchnerin in der schweiz. Krankenversicherung.

Von Dr. jur. Klara Kaiser.

Zu den Gefahren, gegen die besonders häufig Sicherung gesucht wird, gehören Krankheit und Unfall. Die Krankheits- u. Unfallversicherung ist ein so wichtiges Gebiet, daß selbst von Staats wegen dafür gesorgt wurde. Wir haben seit dem 13. April 1911 in der Schweiz ein eidgenössisches Kranken- und Unfallversicherungsgesetz, das einerseits die Forderung der Krankenversicherung von Bundes wegen anstrebt, anderseits die obligatorische Unfallversicherung für gewisse Kategorien von Angestellten und Arbeitern einführt und zu diesem Zwecke von Bundes wegen Grundlagen für die Errichtung der schweizerischen Unfallversicherungsanstalt Luzern schafft. Das Bundesgesetz stellt die Grundsätze auf. Deren Ausgestaltung im Einzelnen ist den kantonalen Eingebungsgesetzen überlassen. Durch Beiträge kann der Bund den Kassen helfen und ihnen vorschreiben, welche Voraussetzungen sie erfüllen müssen.

Für die Frauen von besonderer Bedeutung ist der Teil des Krankenversicherungsgesetzes, der sich mit der Wöchnerin befaßt. Hier verkörpert sich ein Stück Volksgesundheitspflege. Gar manche Krankheit, welche durch die Krankenkasse unterstützt werden muß, rührt von einem vernachlässigten Wochenbett her. Besonders auch die Tuberkulose hat häufig hier ihren Ursprung. Art. 14 Krankenversicherungsgesetz bestimmt nun, daß das Wochenbett einer versicherten Krankheit gleichzustellen ist, wenn die Wöchnerin vor der Niederkunft während mindestens 9 Monaten ohne größere Unterbrechung Kassenmitglied war. Dank dieser Bestimmung enthält die Wöchnerin die für Krankheitsfälle vorgesehenen Kassenleistungen und zwar während mindestens 6 Wochen, ohne daß ihr dies als Kassenleistung angerechnet und sie so anderweitig verkürzt würde. Diese vorzügliche Bestimmung ist mit zwei anderen verbunden, deren volkswirtschaftlicher Wert nicht minder hervortritt. Damit die Wöchnerin in kleinen Verhältnissen nicht an sich Schaden nimmt, indem sie zu früh nach einer Geburt wieder dem anstrengenden Erwerbsleben zueilt, droht ihr das Gesetz mit Abzug ihres Verdienstes vom Krankengeld, wenn sie während der unterstützten 6 Wochen seit der Niederkunft arbeitet.

Die segensvollen Wirkungen der Ernährung des Säuglings durch die eigene Mutter sind bekannt. Um das Stillen zu fördern, sichert Art. 14, Absatz 4 des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes der Mutter ein Stillgeld von mindestens 20 Fr., wenn sie über die erwähnten 6 Wochen hinaus ihr Kind während weiteren 4 Wochen stillt.

Beim Stillen von Zwillingen oder Drillingen wird unrichtigerweise doch nur 20 Fr. vergütet, da ein mehreres im Gesetz nicht vorgesehen ist. Hierauf mögen die Frauen gelegentlich einer Revision des Gesetzes ein Auge halten. Dasselbe gilt von den Hebammenkosten. Weil diese im Bundesgesetz den Kassen nicht ausdrücklich auferlegt sind, was einen Mangel vorstellt, knüpfen viele Krankenkassen an ihre Uebernahme Bedingungen, die nicht im Interesse der Frau liegen können, z. B. wird mancherorts verlangt, daß die Wöchnerin den Arzt nicht resp. erst auf Verlangen der Hebamme zuziehe. Auch übernehmen gewisse Kassen die Hebammenkosten nicht völlig, sondern ordnen nur einen bestimmten Beitrag an diese Auslagen zu Handen des Kassenmitgliedes an. Nur beide Appenzell, Baselstadt, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, St. Gallen und Tessin bieten in ihren kantonalen Bestimmungen der Wöchnerin mehr als das Bundesgesetz als Minimum vorsieht.

Die heutige Fassung des Krankenversicherungsgesetzes verwirklicht nur einen Teil der Frauenforderungen, die seinerzeit als Vorschläge des kantonalen bernischen Vereins für Kinder- und Frauenschutz dem Bundesrat eingegeben wurden. Dort wurde Wochengeld für 8 Wochen verlangt, während es nur für 6 Wochen geboten wird. Ausdrücklich, aber vergebens forderten die Frauen ärztliche Hilfe während der Niederkunft und Hebammendienste. Stillgeld sollte in der Höhe des Krankengeldes bis Ende der 12. Woche nach der Niederkunft der stillenden Wöchnerin verabfolgt werden. Die Entbindung sollte mit Zustimmung der Wöchnerin in einer unter ärztlicher Leitung stehenden Anstalt erfolgen und nur 7 Monate Mitgliedschaft sollten zu den erwähnten Kassenleistungen berechtigen. Heute erinnern wir uns gerne der Forderungen der Frauen und vergleichen sie interessiert mit dem, was Gesetz geworden ist.

Unser Jahrbuch erscheint wieder.

Im letzten Herbst ist das Jahrbuch der Schweizerfrauen nicht erschienen. Schon glaubten die Nächstbeteiligten, daß es überhaupt sein Erscheinen einstellen müsse. Da sind aber für dieses Jahr die Wünsche nach einem Band so dringend geworden, daß die Redaktionskommission meinte, ihnen nachgeben zu müssen. Es handelte sich vor allem darum, der Gründerin des Jahrbuches, Fräulein Dr. Emma Graf im diesjährigen Band ein besonderes Denkmal zu setzen. Wie hätte sich die Kommission dieser Pflicht entziehen können!

Nun tritt das Jahrbuch also wieder an alle diejenigen heran, denen Frauenfragen am Herzen liegen, und bittet um ihr Interesse. Der neue Band wird ein eigenartiges Gepräge tragen. Außer den beiden Chroniken und dem Adressenmaterial enthält er nur zwei Arbeiten und zwar zwei Biographien: die ausführliche Biographie von Frl. Dr. Graf, verfaßt von Frl. E. Strub aus Interlaken, und die etwas kürzere Lebensbeschreibung von Frau Pieczynska-Reichenbach aus der Feder von Frl. Serment aus Lausanne. Beide Verfasserinnen haben sich mit großer Liebe ans Werk gemacht und uns in den beiden Biographien etwas geschenkt, um das uns andere beneiden könnten. Ein Stück Geschichte der Frauenbewegung, ja ein Stück Zeitgeschichte entrollt sich vor unsern Augen, und dabei ist es von großem Reiz, zu verfolgen, wie sich die Zeit in den beiden genialen Menschen, der robusteren Persönlichkeit von Frl. Dr. Graf und der subtilern Natur von Frau Pieczynska spiegelt. Die Arbeiten legen ein beredtes Zeugnis ab davon, welchen Dank wir den beiden Pionierinnen schulden. Möge sich dieser Dank auch darin äußern, daß wir an ihrem Bild nicht achtlos vorübergehen, sondern es auf uns wirken und uns davon zu neuem Tun entflammen lassen.

Der stattliche Band ist zu dem sehr bescheidenen Preise von 5 Fr. im Vorverkauf zu haben; doch müssen die Bestellungen vor dem 1. November erfolgen. Nachher kostet das Jahrbuch 7 Fr. Die Bestellung für den Vorverkauf geschieht am einfachsten so, daß man 5 Fr. (plus 30 Rp. für das Porto) auf das Postcheck-Konto V 1767 einbezahlt und auf dem grünen Einzahlungsschein den Zweck der Einzahlung angibt. Wünscht jemand das Buch unter Nachnahme zu erhalten, so ist die Einsendung eines Bestellscheines unerläßlich. Ein solches Bestellformular ist im Inseratenteil unseres Blattes zu finden.

Wir bitten die Leserinnen des Frauenblattes, recht zahlreich die Bestellungen ergehen zu lassen, um durch die Förderung des Werkes auch dessen Gründerin zu ehren.

G. G.

---

gelegenheit, gespannt zwischen diese zwei Extreme: öffentlichstes Auftreten und geheimstes Wirken. Völlig unverhohlene Abwicklung des Alltags und ungehemmte Entfaltung des Intimsten. (Denn das Intimste spielt sich ab auf der Bahn des Geistes und will nur Raum, Spielraum, haben.) Es werden die suggestivsten Häuser gebaut seit der Gotik. (Der Mensch wird von seinem Haus förmlich bedrängt weiterzuturnen, weiterzubauen.) Ein Gast der nicht paßt verschwindet von selbst: die kahlen Wände werfen ihn kahl zurück. Der erstarrte Mensch ist automatisch ausgeschaltet.

Die großen Flächen sind ein Zwang zum Schweigen. (Ornamentsschnörkel öffnen die Schleusen vor den leeren Gesprächen.) Der Zwang zum Schweigen ist ein Vorläufer der Konzentration. (Ornamente sind eine abschüssige Bahn auf denen das Gehirn entrollt.) Aus der Konzentration geht die Disziplin hervor. (Man wird in sich selbst zurückgeworfen, hat nicht Ablenkung, Zerstreuung, Zersplitterung.)

Der Mensch hat die Wahl sich im Gegensatz oder im Einklang zu seinem Haus zu entwickeln, er wird täglich neu von seinem Haus abfallen, oder er wird glatt und gleichgültig werden wie sein Haus. Das Haus aber bleibt unbeteiligt, es ist wie Strasse und Berg in seinem Leben, nicht wie Klippe oder Höhle. Das Haus streckt nicht mehr seine Fangarme aus. Das Haus ist nicht mehr ein vergrößerter Armlehnstuhl aus dem man sich nicht mehr aufraffen kann. Das Haus verweichlicht nicht mehr (den Geist nämlich).

Die Fenster von Brusthöhe zur Decke stellen den heutigen Architekten ein Zeugnis tüchtiger Geistigkeit aus. Sie wissen die Verwirrung der untern Landschaftsschicht von der Beruhigung der obern zu scheiden. Sie schenken uns die Möglichkeit von der untern abzusehen. Sie geben uns vom Horizont den größtmöglichen Ring, sie geben unserm Müßiggang die Richtung in die Ferne (daß er sich nicht in der Gegend des Ofens verhocke, denn das Haus ist einmal Sprossenleiter gewesen, auf der man in die Weite der Behaglichkeit hineinturnte).

Das Haus hat bisher Handhaben für Denkfaulheiten geboten. Es bedeutete auch Ueberlistung der physischen Arbeitskraft (die Gewichte der Möbel z. B. waren z. T. völlig unverrückbar für 2 Menschenarme.) Das Maß der physischen Leistung wird jetzt immer weiter reduziert. Neue Energien werden frei. (Wer kann wissen wo der Mensch damit zu spielen anfängt.) Das Haus ist nicht mehr eine Tafel, auf der Spitzfindigkeiten demonstriert werden. Man erwartet auch, daß es nicht mehr geistreich sei und nicht mehr als Formproblem auftauche. Das neue Haus genügt vor allem den beiden Extremen: der stark entwickelten Geistigkeit oder dem vollständig aufs praktische gestellten Dasein. Die Menschen werden sich so oder so auf die eine oder andere Seite schlagen müssen (Weltmenschen oder Amerikaner werden.) (Die Wahl wird nur denen schwer fallen, die mit einem klein bißchen Denklust, Neugierde gleichsam und einem größeren Bruchteil Denkfaulheit behaftet sind.) Das neue Haus deutet auf Menschen die in sich selbst zurück können, die in sich selbst eine Stätte haben. (Die meisten wohnten aus Bequemlichkeit außerhalb ihrer selbst. Es war leichter. Man mußte weniger Verantwortlichkeit tragen. Die Wände des Hauses trugen sie.) Im Haus geht man nur durch. Unsentimental. Es verbindet mit der Welt. (Früher trennte es.) Die Freude am mitmachen ist heute größer als die Freude am geborgensein. Darum ist das Haus beweglich. Man schafft es jeden Tag neu. Das ist: Nomadentum im kultivierten Sinn.

Dr. Georgette Klein.

Aus einem Tagebuch.

Es sind zwei Jahre her seit eine Frau starb, deren Namen einst gar viele gerne gewußt hätten, als das Buch erschien: „Briefe, die ihn nicht erreichten“. Dieses Buch hatte einen ungeheuren Erfolg; ein Beweis davon war, daß es viele Auflagen erlebte und daß es unzählige Male nachgeahmt wurde. Später erfuhr man, daß die Verfasserin, die Frau eines Diplomaten, Elisabeth von Heyking hieß.

Heute liegen nun ihre Tagebücher, herausgegeben von ihrer Freundin Grete Litzman, vor. Sie haben denselben Charme wie die Briefe, die übrigens teilweise fast wörtlich daraus entnommen sind. Sie enthüllen uns das tragische Leben einer Frau, die eigentlich ihr Leben lang innerlich heimatlos war und auch äußerlich so geführt wurde, daß sie nirgends anwachsen konnte.

Elisabeth war die Tochter des Grafen von Flemming, ihre Großmutter war Bettina von Arnim-Brentano. Sie und ihre Schwester Irene haben von Mutterseite her eine dichterische Ader, ein Künstlertemperament, das sie beglückt, aber auch schwer leiden macht.

Sehr jung verheiratete sich Elisabeth mit Stephan zu Putlitz, der, infolge eines Sturzes vom Pferde krank, seine Frau durch seine Gemütszustände oft sehr quälte. Sie lernte nach kurzer Zeit Edmund von Heyking kennen und lieben, und ob sie auch diese Liebe tief in sich verschloß, so ahnte sie doch der kranke Gatte. Sie verzichtete, aber Putlitz erschoß sich kurz nachher. Das verzieh ihr seine Familie nie, und war daher wohl stark mit schuld, daß Heyking so schwer um die Anerkennung seiner Fähigkeiten ringen mußte und mit seiner Frau rund um den Erdball gehetzt wurde.

Das Tagebuch beginnt im Jahre 1886, als Heyking Generalkonsul in Valparaiso wurde. Seine Frau lebt sein Leben aufs intensivste mit und leidet fast noch schwerer als er unter seinen Mißerfolgen. Sie schreibt einmal: „Ich habe eben alles auf Edmund gesetzt, und jetzt, wenn ich so zurückblicke, sehe ich, wie so manches Interesse aus meinem Leben geschwunden, abgestorben ist. In der einen Sache lebe ich so intensiv, daß ich notwendig in allem andern verarmen mußte“.

Dieser erste Posten läßt ihr aber noch Zeit und so schreibt sie am Anfang des Tagebuches: „Ich habe mir vorgenommen, die Jahre die wir hier zubringen müssen, zu möglichster Geistes- und Herzensbildung zu verwenden. Herzensbildung, indem ich versuchen will, möglichst genau alle meine Pflichten zu erfüllen und zwar, sie nicht murrend, sondern gern auf mich zu nehmen; ich will danach streben, immer mehr zu erkennen, wie die Welt und jeder Einzelne unter großen sittlichen Gesetzen steht, und wie ein höheres, freieres Leben erst dann für uns anfängt, wenn wir uns so weit herangebildet haben, daß wir uns diesen Gesetzen nie mehr zu entziehen suchen, sondern uns mit ihnen innerlich in Harmonie fühlen. So hoffe ich durch innern Frieden äußerliche Unannehmlichkeiten auch leichter zu ertragen, ihre Kleinlichkeit einzusehen und in Gedanken mich mit höhern Gegenständen zu beschäftigen.“

Sie macht sich einen festen Studienplan und verzeichnet in diesen ersten Jahren gewissenhaft ihre Lektüre.

Da der Konsul ziemlich viel reisen mußte, finden wir in dem Tagebuch viel Reiseschilderungen, die ihre Beobachtungsgabe zeigen, wie auch die kleinen, dazwischen gestreuten Bemerkungen über Menschen und Sitten. Schon regt sich in der fünfundzwanzigjährigen Frau der Schaffenstrieb, „ich fühle ein zweites Leben in mir das nicht zum Aus-

Für die Hausfrau — von der Hausfrau.

Allerlei Weiteres von der Stuttgarter Ausstellung.

Gottlob! Baukunst und Technik haben endlich die Seufzer all der Millionen Hausfrauen, die unter der unzweckmäßigen Gestaltung ihrer Arbeitsplätze und ihrer Arbeitsgeräte bisher dumpf gelitten und sich ein Leben lang daran aufgerieben haben, endlich gehört, sie endlich ernst genommen. Das zeigt sich nicht nur, wie schon erwähnt, an der bessern Grundgestaltung, sondern auch im Innern an Wandverkleidungen, Türen, Möbeln, Schränken und Geräten. Da ist nichts mehr von unnötigen Verschnörkelungen und Verzierungen, die nur dem Staub eine willkommene Ablagerungsstätte bilden. Heute ist alles ehrlich, schlicht und klar, man leistet sich keine aufgeklebten Leisten mehr: alles ist glatt, schön glatt, keine vorspringende Kante, keine Gesimse, weder oben noch unten. Die Betten nicht mehr massig, daß einem fast der Atem benommen wird vor Beengung und Prahlerei, sondern schlicht und einfach, nieder und leicht. Das gibt Luft und Raum! Sind die Schränke dazu noch eingebaut, die Waschgelegenheiten in die anstoßenden Badezimmer verwiesen, so erhält man einen mit leichter Mühe zu besorgenden schönen freien Schlafraum. Ueberhaupt Ausnutzung der Wände für Schränke! Um das unschöne und raumeinengende Vorstehen von Kästen und Kommoden, von Buffets und Anrichte zu vermeiden. Und wie schön das alles in seiner schlichten Zweckmäßigkeit wirkt! Freilich, in das Extrem, zu Metallmöbeln — Tische, Stühle und Lehnstühle aus Nickelrohr mit einfacher Gurten- oder Gummibespannung — konnte auch ich mich bei aller Liebe zur Sachlichkeit nicht versteigen. Hauptsächlich Gropius vom Bauhaus in Dresden hat solche verwendet. Ob nicht unsere Jugend, meint er, die Auto fährt, die in der Luft fliegt, ein anderes Verhältnis zu Metall gewonnen hat? So daß sie auch solche Metallmöbel als dem Zeitausdruck gemäß annimmt?

Einen zweiten, nicht minder interessanten Teil der Stuttgarter Ausstellung bildet die mehr technische Ausstellung in der Gewerbehalle.

Hier ist in Qualitätsauslese beieinander, was die Technik, die Textil- und namentlich die Elektrizitätsindustrie bereits für den Haushalt hergestellt hat. Auf der einen Seite die heizungstechnischen und hygienischen Installationen — Badezimmer, Waschgelegenheiten, Brausen, alles einfach zweckmäßig, ohne jeden aufdringlichen Bombast, sogar der Ofen hat im neuen Sinne seine Form wandeln müssen. Auf der andern Seite die Elektrizitätswirtschaft: Elektrische Eisschränke, elektrische Spähner und Blocher — also nicht mehr das mühsame Spähneln und Blochen! — elektrische Wasch- und Trockenschleudermaschinen — nicht mehr das ermüdende Auswinden der schweren nassen Wäsche! — dann die kleinen Küchenmaschinen mit elektrischem Antrieb und natürlich Staubsauger aller Arten und Systeme. Freilich sind die meisten dieser Apparate noch teuer und für den gewöhnlichen Haushalt noch kaum erschwingbar. Aber wie die ehemals so teuren Staubsauger nun doch schon zu einem recht annehmbaren Preise zu haben sind — sogar in einer überaus praktischen Kombination mit elektrischem Blocher und Spähner —, so werden auch diese Maschinen nach und nach sich verbilligen und auch für den gewöhnlichen Haushalt nicht mehr nur zu den erträumten, unerschwinglichen Wünschen gehören. Auch dem Küchenschrank merkt man an, daß er von kritischen Hausfrauen unter die Lupe genommen worden ist. Nicht mehr das unpraktische Küchenbüffet mit dem nur einmal unerteilten Innenraum, sondern ein ungemein ausgedachtes Möbel von größter Zweckmäßigkeit. Da ist besonders der sogenannte Haberer (Haberer in Frankfurt a. M.) Topf- und Vorratsschrank, dessen sinnreich konstruierte Schubladen aus Aluminiumblech nach hinten zugespitzt sind und so ein Ausschütten des Inhalts gleich in den Topf erlauben, ohne wieder einen Löffel anbrauchen zu müssen. Und die Töpfe nicht mehr ineinandergeschachtelt, sondern hübsch nebeneinander auf verstellbaren Leisten, jeder sofort greifbar. Eiserne Töpfe ruhen entweder auf Eisenrosten oder hängen an einer innen rundumlaufenden Eisenstange.

Und nun die Küchen! Aber hier muß ich erst etwas weiter ausholen. Aus deutschen Hausfrauenzeitungen wußte ich, daß die Hausfrauen zum ersten Male hier bei einer Bauausstellung und nun — wie wichtig— gerade bei dieser als Mitarbeiterinnen herbeigezogen worden sind aus der Einsicht, daß die Frauen bei der Neugestaltung des Wohnungswesens nicht länger ausgeschaltet werden dürfen, und daß, je mehr sie sich mit Wohnungsfragen befassen, man auch desto rascher zu einer richtigen Umformung und Anpassung der Wohnung an ihre Bedürfnisse gelangen werde. In liebenswürdigster Weise haben mich die Stuttgarter Frauen in alles Einblick nehmen lassen. Schon 1925 haben sie der Ausstellungsleitung Richtlinien mit Mindestforderungen zu Handen der Architekten eingereicht: Treppen und Böden sollen leicht zu reinigen sein; Treppenstufen auf beiden Seiten gleich breit (also keine gewundenen Treppen); bei ihrer Anlage Bedacht auf alte Leute und Kinder (das gefährliche Hinunterrutschen der Kinder auf den Treppengeländern, sowie auf den Transport von Kranken, Möbeln usw.; wenige, aber breite Fenster mit gutschließenden Doppelfenstern; Tür- und Fenstergriffe glatt; Wandschränke; Ausnützung des Raumes unter den Fenstern für gut ventilierte Vorratsschränke; Gasuhren und elektrische Zähler so, daß die Hausfrauen sie auch ablesen können (also nicht mehr in den dunkelsten Winkel und womöglich fast an die Decke); Asche und sonstiger Abfall in einen geplättelten Schacht, der in einen von der Müllabfuhr direkt zu leerenden Kasten mündet (!); Kohlenkeller von außen einschüttbar; in mehrstöckigen Häusern Aufzug für Kohlenkessel und Wäschekörbe (also nicht mehr die schweren Zainen mit nasser Wäsche die vielen Treppen auf den Boden hinauf schleppen); bei Trockenräumen genügender Durchzug; Balkone an den Schlafzimmern; gedeckter Balkon an der Küche; Kasten für Putzzeug, Besen, Leiter, Staubsauger, Schuhe usw.

Dann ist den Frauen aber vor allem die Einrichtung von Musterküchen übertragen worden. Und man darf sagen, daß sie diese Aufgabe ganz musterhaft gelöst haben. Keine einzige der Siedlungsküchen, obwohl sie alle nicht schlecht und jedenfalls weit besser als je früher sind, ist so konsequent und logisch durchdacht wie diese Musterküchen. Allerdings ist es den Stuttgarter Frauen gelungen, sich dabei die Hilfe der bekannten Dr. Erna Meyer zu sichern, der Verfasserin des sehr anerkannten Buches: „Der neue Haushalt" (Verlag Frankh, Stuttgart), sowie auch von Fräulein Hilde Zimmermann, der hauswirtschaftlichen Beraterin des Stuttgarter Gaswerkes, die ebenfalls schon mit hauswirtschaftlichen Veröffentlichungen hervorgetreten ist. Es sind drei Küchen ausgestellt: eine Küche für ein kleineres Siedlungshaus ohne Dienstboten, eine etwas geräumigere Küche für bessere bürgerliche Verhältnisse und schließlich eine ganz famos durchdachte Schulküche, die in einzelne vom Pult der Lehrerin aus gut übersehbare Kojen für die einzelnen „Familien" eingeteilt ist. Auch hier ist alles genau nach dem Arbeitsvorgang angeordnet, damit die Kinder schon von der Schule weg an eine möglichst richtige Kücheneinteilung gewöhnt werden. Wir werden auf eine dieser Küchen in unserer hauswirtschaftlichen „Ecke" noch näher zu sprechen kommen.

Ferner ist der Hausfrauenkommission auch die Einrichtung einer Zweizimmer-Wohnung als Wohnung der berufstätigen Frau überlassen worden. Das Problem geht hier um die Benützung ein und desselben Raumes als Wohn- und Schlafzimmer. Und damit kommen wir noch auf eine der Fragen zu sprechen, der überhaupt in der ganzen Siedlung immer wieder zu begegnen war: die doppelte Verwendung des Bettes als Bett- und als tagsüber zu verwendende Ruhegelegenheit, also Wohnraum und Schlafzimmer in einem. Am konsequentesten hat diese Frage Le Corbusier gelöst, indem er die Betten einfach tagüber in Verschläge unter große Betonkästen verweist, aber diese Kästen geben dem ganzen Raum etwas so Schweres und Unschönes, daß ich sie schleunigst wieder heraushaben würde. Ich könnte mir denn doch eine etwas behaglichere Lösung denken. Man sieht sehr oft das sogenannnte Schlafsofa, aber in hübschen, leichten, gefälligen Formen, nur — das wirklich zweckmäßige Möbel, das beide Funktionen erfüllt und zugleich Raum bietet für die Unterbringung der Bettstücke, scheint mir doch noch nicht einwandfrei gefunden. Die Hausfrauenkommission Stuttgart versuchte diese Frage in der Weise zu lösen, daß sie einen sinnreichen Schrank konstruieren ließ, in den das ganze Bett fertig gemacht einfach hochgeschlagen werden kann. Tagsüber ist dann nur der schöne, geschlossene Schrank, der auch alles weitere Nötige enthält, sichtbar. Die Lösung erscheint nicht übel, doch würde ich eine solche vorziehen, die auch tagsüber eine Benützung gestattete.

Damit wären wir nun einigermaßen am Ende dieser wohl bedeutendsten Ausstellung der letzten Jahre angelangt. Vieles allerdings wäre ja noch zu sagen, wenn man auf Einzelheiten eingehen wollte. Aber das müssen wir uns versagen.

Wenn ich mir nun noch einmal alles genau vergegenwärtige, die Häuser, die Innenräume, die technischen Gerätschaften, so steht wohl die starke Freude an dem Kommenden im Vordergrunde. Aber andererseits habe ich doch auch das deutliche Gefühl, daß es für uns Frauen sehr heißt aufzupassen. Noch kaum je habe ich es so stark empfunden, wie wichtig es für uns ist, gerade hier an dieser Neugestaltung mitzuhelfen und es nicht über unsere Köpfe hinaus werden zu lassen. Denn die Gefahr ist noch nicht beschworen, trotz allem guten Willen von seiten der Architekten, daß auch hier wieder die rein baulichen und aesthetischen Absichten auf Kosten des von unserm Hausfrauenstandpunkt aus Zweckmäßigen und Sachlichen dominieren. Namentlich habe ich dies bei der Gestaltung der Innenräume empfunden. Sie waren mir fast alle zu „schön", zu repräsentativ, zu wenig auf den Alltag zugeschnitten, der doch immerhin 6 von 7 Tagen umfaßt. Kinder mit einem fröhlichen Kinderleben, mit Spielraum, mit dem Nähtisch der beaufsichtigenden Mutter, konnte ich mir eigentlich in diese Räume nicht hinein denken: „Wir müssen unser und unserer Kinder Reich gegen die Herren Architekten verteidigen", kam mir immer wieder auf die Zunge.

Arbeiten aber Beide, Hausfrauen und Architekten, Hand in Hand, hören die Architekten auf die Frauen — nun wohl, dann wird aus diesem Zusammenwirken mit der Zeit sicher das erstehen, nach dem wir uns alle sehnen: Raum und Luft, Licht und Sonne — eine richtige Pflegestätte für die heranwachsenden Kinder und für die im Lebenskampfe stehenden Menschen. Eine Pflegestätte aber, die die Hausfrau nicht mehr mit ihrem ganzen Selbst eigentlich verschlingt, sondern sie frei gibt an eine größere Geistigkeit. Und dies nicht nur für die begüterte Frau, sondern auch für die mit

Saffa

Die selbständig erwerbende Frau.

An der „Saffa" (schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit), die im kommenden Sommer Zeugnis ablegen soll vom Schaffen und Wirken der Schweizerfrau, ist auch eine Gruppe vorgesehen für die selbständig erwerbende Frau im Handel und Hotelwesen.

Gerade in diesen Berufszweigen gibt es eine große Anzahl von Frauen, die sich oft aus bescheidenen Anfängen zu einer selbständigen, unabhängigen Lebensstellung emporgearbeitet haben. Es wäre nun ungemein interessant, einige charakteristische Typen dieser Frauen für die Beteiligung an der Saffa zu gewinnen. Der Mangel an Selbständigkeit wird so oft den Frauen zum Vorwurf gemacht. Da gilt es, durch praktische Beispiele zu beweisen, daß auch die Frau sehr wohl imstande ist, Eigenes zu schaffen und zu leiten.

Mannigfaltig sind die Gründe, welche die Frau veranlassen, den mühevollen und oft unsichern Weg des selbständigen Erwerbes zu wählen gegenüber dem Dienst in irgend einer sichern aber abhängigen Stellung. Seien es Schicksalsschläge (wie Krankheit oder Tod des Ernährers), welche die Frau in den Existenzkampf hinaustreiben, sei es der Wille, aus eigener Initiative und mit eigenen Kräften etwas zu schaffen, in den meisten Fällen werden tüchtige und tatkräftige Naturen auch eine teuer erkaufte Selbständigkeit der Arbeit in einem fremden Betriebe vorziehen.

An all diese Pioniere der Frauenarbeit ergeht daher der Ruf, sich an dem großen Aufmarsch der Schweizerfrauen zu beteiligen und ihre Ideen und Erfahrungen zum Nutzen ihrer Mitschwestern zu veranschaulichen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Sollte dieser Schwierigkeiten bieten, so ist die Saffa-Leitung (Amthausgasse 22) oder die Gruppenpräsidentin (Frau Fürsprech Hänni, Waisenhausplatz 2, Bern) zu jeder gewünschten Auskunft und Beratung gerne bereit. Und winken auch weder goldene Medaillen, noch Ehrendiplome den Ausstellerinnen, so sei dies ihnen Ansporn und Lohn: mit gewirkt zu haben an einer großen und schönen Sache.

Zürcherisches.

Zürich, das fürchtet, daß die gewerblich und künstlerisch tätigen Frauen des Kantons Zürich mit ihren Arbeitserzeugnissen den Weg einzeln in die Ausstellung nicht finden werden oder auch vielleicht der Kosten wegen zurückstecken könnten, plant die Eröffnung eines eigenen Bureaus, mit dem diese Schwierigkeiten behoben werden könnten. Die Kosten dieses Bureau sind auf 15 000 Franken veranschlagt. Die Kantonalkommission gelangte deshalb an Stadt und Kanton Zürich mit der Bitte, ihr 14 000 Franken zur Verfügung zu stellen, 1000 Franken wolle sie selbst aufzubringen suchen.

Dieses Gesuch ist nun kürzlich vom zürcherischen Stadtrat behandelt worden. Erfreulicherweise hat er ein großes Verständnis für unsere Saffa gezeigt und in der Meinung, daß sich auch andere Gemeinden, wie Winterthur an der Deckung des Betrages beteiligen sollten, der zürcherischen Kantonalkommission an dieses Bureau 4000 Franken bewilligt. Ferner sollen den nachstehenden zürcherischen Schulen die sich an der Saffa beteiligen werden, folgende einmalige Beiträge zugesichert werden:

Gewerbeschule Zürich 2150 Fr., Gewerbeschulen Zürich und Winterthur 650 Fr., Haushaltungsschule Zürich 1430 Fr. und Schweizerische Frauenfachschule 1200 Franken.

Die Zürcherinnen freuen sich natürlich über diese kräftige Unterstützung ungemein, sie erleichtert ihnen ihre Arbeit ganz wesentlich.

Glücksgütern weniger gesegnete. Und das ist eigentlich das Schönste. D.

Zum Jubiläum des Blauen Kreuzes.

Am 21. September 1877 hat Pfr. Louis Lucien Rochat in Genf den schweizerischen Mäßigkeits-Verein gegründet, der dann unter dem Namen „Verein vom Blauen Kreuz" der erste Trinkerrettungsverein wurde und mit seinen 35 000 erwachsenen Vereinsgenossen und 16 000 Jugendlichen in der Abstinenzbewegung unseres Landes die Hauptmasse darstellt. In seiner besonderen Aufgabe der Trinkerrettung durch Enthaltsamkeit und Evangelium hat das Blaue Kreuz sehr erfreuliche Erfolge gehabt.

Es darf wohl gefragt werden, wie stark an dieser Tätigkeit die Frauen beteiligt seien. Schon bei der Gründung des Genfer Vereins unterschrieb die Enthaltsamkeitsverpflichtung Frau Grezet-Haas, eine 58jährige Freundin von Rochats Mutter, die nach deren Tod sein Haus betreute. Sie blieb bis zu

---

druck kommen kann. Ich habe so keinerlei Gaben und kann gar nichts. Oft will es mich bedünken, könnte ich nur das Kleinste leisten, so ganz aus mir selbst heraus und selbständig, so käme dieser zweite Geist zur Ruhe. Im kleinsten Schaffen müßte ihm so sein wie Gott, der die Welt schuf und sich in ihr bewußt ward."

Etwas später heißt es:

„Wäre ich doch eine George Elliot, um die kleinen Miseren schildern zu können, die man so täglich vor andern hat. Ich bin seit längerer Zeit in der allerunglücklichsten Stimmung und bekomme immer mehr einen Dégout vor diesem Leben hier, was für mich noch so viel, viel schwerer als für Edmund ist, und über das ich doch suche, vor ihm nicht allzuviel zu klagen. Wie mir oft wirklich zumute ist, sage ich zu niemand. In vieler Hinsicht ist mein Leben ein so verlorenes und zerstörtes und ich empfinde so recht die Trauer, die durch so viele Existenzen geht, zu dem nicht kommen zu können, zu dem man eigentlich beanlagt war. Es ist ja wahrscheinlich durch eigene Fehler so gekommen, aber warum wird uns die Möglichkeit gegeben, so unser ganzes Leben verderben zu können?"

Im Februar 1889 verließen Heykings Chile, nach einiger Zeit wurde Heyking das Generalkonsulat von Kalkutta angeboten. Die Jahre in Indien sind verhältnismäßig glückliche. Sorge macht ihnen der Kurs, den der neue Kaiser in Deutschland einschlägt. „Behüte Gott uns und unser Land und lasse nicht seine große, stolze Zeit schon vorüber sein."

Das ganze bunte indische Leben entrollt sich in dem Tagebuch in all seinem Glanz und seiner innern Leere. „Es ist sehr schwer, hier einmal ein interessantes Gespräch zu führen. Die meisten Leute sind immer noch viel ungebildeter als man glaubt. Das hiesige Auswärtige Amt ist darin geradezu erstaunlich. Die Leute sind gar nicht imstande, einem etwas über das Land zu erzählen, meist hält man es für diplomatische Verschwiegenheit, es ist aber reine Unwissenheit."

Mit schwerem Herzen verließen sie dieses Land nach dreieinhalb Jahren, wußten sie doch nicht, wohin das Schicksal sie verschlagen würde. Die Urlaubszeiten in Deutschland waren auch nicht sehr angenehm. Sie fuhren über Italien, wo gerade der deutsche Kaiser weilte, der zur silbernen Hochzeit des italienischen Königs gekommen war.

Die ganze Sache gefiel ihr sehr wenig, sie schreibt einmal: „Ueberhaupt wird einem hier oft Angst, wenn man den rasenden Tratra sieht, der um S. M. gemacht wird. Man denkt unwillkürlich, wenn das nur nicht noch mal ein Ende mit Schrecken nimmt, denn wir zehren doch rein von unserer vergangenen Größe und neues Große wird doch auf keinem Gebiete mehr geleistet. Seit ich in Europa bin, muß ich immer an die französische Revolution denken. Hier ist gerade so viel Verschuldung und Armut und soziale Unzufriedenheit und daneben grundloser Luxus, vermischt mit Wohltätigkeitsgemache."

Die Kaiserin wurde mit schwerer Mühe dazu gebracht, Frau von Heyking zu empfangen; das war immerhin ein Fortschritt, ebenso der Posten in Kairo, den Heyking nun erhielt. Das eigenartige ägyptische Leben zog sie sehr an. Herkings Stellung England gegenüber war nicht leicht, er trat aber sehr energisch auf und erreichte auch manches, was seine Frau mit Stolz und Freude erfüllte. Es bedeutete einen schweren Schlag für sie, als sie schon nach zwei Jahren den Wanderstab wieder weitersetzen mußten, da Herking zum Gesandten in Tanger ernannt wurde.

Auch in diesem Leben spielte der berüchtigte Herr von Holstein eine bedenkliche Rolle. Niemand konnte diesem Manne beikommen, dessen unheilvolles Tun man ja erst lange nach seinem Tode durchschaut hat.

Auf Urlaub in Berlin wurde Heyking angefragt, ob er, anstatt nach Tanger nach Peking gehen wolle, was er gerne akzeptierte. Der Kaiser verabschiedete ihn mit den Worten: „Na, Heyking, ich habe Sie für China ausgesucht, Schenk hat uns dort auf gut bessisch in den Dreck gerissen, während wir unter Brandt die erste Stellung hatten, das muß wieder so werden. Sie haben an jedem Posten gezeigt, was Sie konnten, tun Sie es jetzt wieder."

Die Reise über Kanada nach China ist in den Briefen, die ihn nicht erreichten, fast wörtlich wiedergegeben. Peking selbst fand sie schrecklich. „Edmund und ich fragen uns immer wieder von neuem, ob wir nicht einen wahren Wahnsinn begangen haben, diesen Posten anzunehmen, und mir ist zumute, wie ich mir denke, daß es denjenigen Unglücklichen sein muß, die sich im Banjet für die Fremdenlegion anwerben ließen. Man hofft immer, aufzuwachen und geträumt zu haben."

Es waren damals die schwierigen Zeiten, da Deutschland wieder Fuß zu fassen suchte in China. Herking fühlte sich zu Hause nicht unterstützt und wurde, als es ihm gelungen war, Kiautschou für Deutschland zu erwerben, mit Undank behandelt, was seine Frau tief empörte. Auf die Chinesen ist sie sehr schlecht zu sprechen, und was sie über die Verhandlungen schreibt, die Heyking mit ihnen pflog, zeigt, daß sie ihn fast zur Verzweiflung bringen konnten. Gerade dieser Abschnitt des Tagebuches ist in der heutigen Zeit, da China eine solche Rolle spielt, sehr interessant, sie geht allerdings ganz vom Standpunkt aus, daß die Europäer das Recht hatten, zu erraffen, was sie konnten.

Ganz erschöpft mußte Heyking 1899 Urlaub erbitten; dieser bedeutete zugleich den Abschied von China.

Elisabeth benützte den Urlaub, um allerlei literarische Beziehungen anzuknüpfen. Sie stellte auch ihre Aquarelle aus. Im Mai 1900 verreisten sie nach Mexiko, dem neuen Posten Heykings.

Hier schrieb sie nun ihr Buch, das „Briefbuch", wie sie es nennt. Das Leben hatte sie so müde gemacht, daß sie schrieb: „Ich habe so viel gelitten, daß ich nicht mehr kann, und mein ganzes Streben ist, allem aus dem Wege zu gehen, was mir neues Weh bringen könnte."

Mit Hangen und Bangen wartete sie auf Nachricht, ob das Buch angenommen würde. Die drei ersten Briefe erschienen in der „Täglichen Rundschau". Und dann kam der große Erfolg. Das Buch machte fabelhaftes Aufsehen. Die Hauptsache aber war, daß die Briefe, die ihn nicht erreichten, Bülow erreichten und Heyking einen Posten in Belgrad verschafften. Damit schließen die Tagebücher, die Einblick gewähren in ein so reiches Frauenleben. Ihr Leben ist bis zum Ende ein schweres geblieben. Der Gatte starb ziemlich früh, beide Söhne fielen im Weltkriege.

Sie schrieb einmal in ihrem Tagebuche: „So geht es: „Man bekommt die Dinge, wenn sie einem gleichgültig geworden sind und vielleicht ist das ganze Leben nicht mehr viel wert, wenn man erst dahinter gekommen, daß einem auch die Rosinen des Kuchens keinen Spaß mehr machen".

Diese Resignation spricht auch aus ihren spätern Büchern: „Der Tag anderer" und „Ille mihi", die, wenn auch ihr Erfolg demjenigen der Briefe nicht gleichkam, doch auch vielgelesen wurden. Ihr bestes Buch dürfte aber doch das Tagebuch sein.

E. Z.

ihrem 95. Jahr eine treue Blaukreuzlerin. Ihre Nichte, Selma Weiß, wurde die erste Sekretärin des Vereins und später die treue Gattin des Gründers und unermüdlichen Apostels des Blauen Kreuzes. Auch bei Arnold Bovet, dem Berner Pfarrer, der für die deutsche Schweiz der eigentliche Vater des Blaukreuzes wurde, hatte seine Frau, Nanette geb. Bernus, mit ihm zusammen schon 1874 die Abstinenzverpflichtung übernommen. Seine Schwester, Clara Bovet in Boudry, ebenfalls schon vor der Gründung des Blauen Kreuzes Abstinentin und Gründerin der ersten Kaffeehalle in der Schweiz, wirkte in ihrem Wohnort für die Blaukreuzsache; in Neuchâtel war eine Lehrerin, Sophie Roulet, die erste Vorkämpferin des neuen Gedankens. Im Berner Jura war Frau Pfarrer Aurelie Jung die erste Blaukreuzlerin und erst nach zwei Monaten folgte ihr Gatte ihrem Beispiel nach.

Auch in der deutschen Schweiz sind Frauen manchenorts die ersten, die bereit sind, das neue Werk an die Hand zu nehmen. Aus dem Aargau erzählt der Jubiläumsbericht (Fünfzig Jahre „Blaues Kreuz"): In Aarau wurde 1885 von Pfarrer Bovet eine Propagandaversammlung gehalten. Da trat eine bescheidene Frau Frymann hervor und sprach: „Ich möchte gern unterschreiben; doch bin ich nur eine Frau". Hinter ihr her kam eine Pfarrerstochter, Mathilde Frey von Aarau, und gab ihre Unterschrift.

Zwei Jahre später unterschrieb Frau Pfarrer Bertha Frey-Rauchenstein (1845—1906), und ihr folgten einige Frauen. In Ermangelung eines geistvollen Mannes wurde Frau Pfarrer Frey zur Präsidentin des Aarauer Vereins gewählt. Das erinnert an die erste Christengemeinde, die der Apostel Paulus in Europa gründete. Wie dort in Philippi Frauen mit dem Apostel für das Evangelium kämpften, so steuerten hier in Aarau drei tapfere Frauen das Schifflein des Blauen Kreuzes durch Sturm und Wellen.

In St. Gallen hatten einige junge Männer, von Bovet angeregt, schon 1884 die Blaukreuz-Arbeit begonnen, aber, von Mißerfolg entmutigt, wieder fallen lassen. Mit einer von Bern nach St. Gallen übergesiedelten Mitarbeiterin, Fräulein Jessie Kind, machte Bovet 1888 einen neuen Versuch; der neue Verein hatte Bestand und sein erster Präsident Herr Egli-Lutz hatte in Frl. Kind und ihrer Freundin Frl. Lydia Diem die besten Helferinnen.

Was war es, was gerade Frauen zu Vorkämpferinnen des Blauen Kreuzes machte? Wohl das, daß diese Frauen die geduldige Liebe, den ausharrenden Glauben nicht nur an Gott, sondern auch an das Gute im Menschen hatten, die zur Trinkerrettung nötig sind.

Ich traf einmal einen frühern Trinker in Aarau am Grab von Frau Pfarrer Frey, und er erzählte mir mit herzlicher Wärme von dieser seiner geliebten Retterin: „Sie hat mir vertraut, ohne müde zu werden. 38 Mal unterschrieb ich und brach mein Gelübde. Ich verachtete mich, und alle gaben die Hoffnung für mich auf. Nur sie verachtete mich nicht und hoffte und glaubte für mich!"

Diese Treue, diese Ausdauer im Vertrauen hat sich nicht nur bei einer so vortrefflichen Frau wie der ersten Aarauer Blaukreuzpräsidentin gezeigt, sondern auch an unzähligen andern Blaukreuzlerinnen, von denen der Jubiläumsbericht sagen darf: „Eine ganz besondere Erwähnung verdienen auch die Frauen der Trinker, die mit Geduld, Liebe und anhaltendem Gebet Handlangerinnen des Herrn an ihren gebundenen Männern waren. Was der Mann, dessen Leben Marta Wild unter dem Titel: „Karl Burger oder Siehe, ich mache alles neu" nacherzählt hat, voll Dank von seiner Frau berichtet, gilt auch für viele, viele andere tapfere und fromme Trinkerfrauen, deren Liebe ihr Leid übertraf und mit Gottes Hilfe überwand. „Ich habe meiner armen, tapfern Ehekameradin das Leben zur Hölle gemacht. Aber je mehr ich ein Diener und Sklave der Hölle und ihres schrecklichen Fürsten wurde, desto mehr wurde meine Frau erfüllt von dem Geiste des lichten Gottessohnes. Seine Liebe, die alles glaubt, hofft und duldet, und die nimmer aufhört, brannte in ihrem Herzen wie eine lichte Flamme und leuchtete aus ihrem ganzen Wesen und Leben."

Wirklich nicht umsonst hat das Blaue Kreuz den Frauen von Anfang an die gleichen Rechte und Pflichten eingeräumt wie den Männern, denn der Duldermut, die unerschütterliche Liebe, das immer neue Hoffen und Glauben der Frauen war im Rettungswerk eine große Kraft, die Gott reich segnete.

Was die Beteiligung der Frauen im Blauen Kreuz betrifft, so werden erst um 1883 in der Zählung der Vereinsgenossen die beiden Geschlechter gesondert notiert und damals waren die Männer in Zweidrittelsmehrheit. Die Zahl der Frauen wuchs aber rascher als die der Männer, im Jahr 1902 sind die beiden Geschlechter gleich stark vertreten; seitdem sind die Frauen in der Ueberzahl und in der letzten Zählung von 1926 standen 19 880 Frauen neben 15 021 Männern. Doch ist zurzeit die Zunahme der Männer wieder etwas stärker, wie auch in den Jugendwerken der Jünglingsbund mit 2 293 Mitgliedern dem Töchterbund mit 1 754 Mitgliedern überlegen ist.

Bei der starken Frauenmehrheit im Blaukreuz-Volk ist es doch eigentümlich, daß trotz völliger Gleichstellung in Vereinsrechten und -Pflichten die Frauen in den lokalen, kantonalen und schweizerischen Vereinsbehörden gar nicht nach der Herrschaft trachteten, sondern die Leitung im Ganzen den Männern überließen. Das darf den wirklichen und vorgeblichen Aengsten mancher Frauenstimmrechtsgegner entgegengehalten werden, die die politische Gleichberechtigung beider Geschlechter durch das Gespenst einer neuen Gynäkokratie beschwören wollen. Nein, auch in einem ziemlich beträchtlichen, rein demokratischen Vereinsstaat wie dem Blauen Kreuz geht das Streben der Frau nicht nach Herrschaft, sondern nach Mitarbeit. Und so hat mein Aufsatz, der der Frauen vom Blauen Kreuz dankbar gedenken sollte, vielleicht auch einen gewissen Wert für die allgemeine Frauenbewegung.

Rud. Schwarz.

Die Schweizerwoche und wir Frauen.

In den Postbureaus und auf den Bahnhöfen tauchen die ersten Plakate des Schweizerwoche-Verbandes auf. Bald werden sie wieder in großer Zahl, wie alljährlich in der zweiten Hälfte Oktober, unsere Schaufenster schmücken als Zeichen, daß der Geschäftsinhaber in diesen Fenstern nur einheimische Erzeugnisse ausstellt.

In zehnjähriger, zäher Arbeit hat der Schweizerwoche-Verband uns mit Zweck und Ziel seiner alljährlichen Schweizerwoche-Veranstaltungen bekannt gemacht. Heute weiß jeder Schweizer, worum es sich handelt: die schweizerische Volkswirtschaft soll durch das Zusammenwirken aller Bürger gefördert und damit die Arbeitslosigkeit gebannt und der Wohlstand des Volksganzen gehoben werden. Der Weg ist der denkbar einfachste: Ehre und fördere einheimisches Schaffen, indem du Schweizerware kaufst. Je mehr gekauft wird, desto größer der Umsatz und desto mehr Arbeitsgelegenheit. Der größte Teil aller Ausgaben zur Bestreitung des täglichen Lebens geht durch die Hände der Frauen. So sind wir es im Grunde auch, die die Behörden bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit am erfolgreichsten unterstützen und so dem Staat jährlich große Summen durch Verminderung der Notstandsarbeiten und Unterstützungsgelder sparen helfen können. Wäre das nicht auch ein Ziel der künftigen Staatsbürgerin, das die kleine Mühe lohnte, sich beim Einkauf der Ware nach ihrer Herkunft zu erkundigen? Während der Schweizerwoche stehen wir jedesmal vor der überraschenden Entdeckung, daß wir fast unsere sämtlichen Bedürfnisse, auch wenn sie anspruchsvoller Natur sind, mit Inlandserzeugnissen decken können. Verschwinden die Plakate aus den Läden, so vergessen wir nur allzuschnell wieder, uns für den Ursprung der Waren zu interessieren, und die Geschäftsleute tun kaum etwas, das Interesse an der einheimischen Produktion wachzuhalten. Das ist vielleicht das größte Hindernis zur Auswirkung der während der Schweizerwoche gepflegten Ideen. Wir Frauen könnten die Geschäftsleute dazu erziehen, wenn wir wollten, denn sie werden sich auf die Wünsche ihrer Hauptkundschaft einstellen müssen, wenn sie vorwärts kommen wollen.

Wollen wir nicht den Versuch machen, uns überhaupt und nicht nur während der Schweizerwoche bei unsern Einkäufen in aller Freundlichkeit zu erkundigen: Ach, woher kommen die Sachen eigentlich? Merken die Ladeninhaber, daß wir der Schweizerware den Vorzug geben, wenn sie in guter Qualität zu angemessenem Preise zu haben ist, so wird einmal ihr Eifer, bei der Schweizerwoche mitzumachen, sich erhöhen und dann vielleicht auch ihnen der Gedanke kommen, daß es angebracht sein könnte, sich beim Vorlegen ihrer Verkaufsartikel ganz unaufdringlich mit der Kundin über die Herkunft der Ware zu unterhalten. Daß das mit sehr viel Takt zu geschehen hätte, ist klar. Ebenso sehr müssen wir Frauen uns aber hüten vor allzu schroffem, prinzipiellem Auftreten. Die Schweiz hat als Exportland keinen Grund, durch Boykottierung fremder Ware den Export der eigenen, teuren Qualitätsartikel zu schädigen und dadurch wieder unzählige in der Exportindustrie Beschäftigte brotlos zu machen. So ist es auch nicht gemeint. Was die Schweizerwoche will, ist die Unterstützung der einheimischen Produktion durch bewußte Bevorzugung der Schweizerware, wenn sie den Vergleich mit der ausländischen Konkurrenz aushält. Diese ganz auszuschalten, wäre nicht einmal wünschenswert. Der freie Wettbewerb ist der beste Ansporn in der Qualitäts- und Preisgestaltung. Wir wollen ihn nicht ausgeschaltet wissen, aber wir wollen unser kleines Land schützen vor dem Erdrücktwerden durch größere Wirtschaftseinheiten, die unter günstigeren Bedingungen schaffen können. Dazu kann jede Frau täglich helfen, wenn sie vorzugsweise kauft, was im eigenen Lande hergestellt wurde und Landsleuten Arbeit und Verdienst brachte.

K.

Diplomierung treuer Angestellter.

Der schweizer. gemeinnützige Frauenverein lädt wiederum, wie alljährlich, die Familien ein, ihre treuen, langjährigen Angestellten zur Diplomierung anzumelden. Wie sehr sich diese Institution beliebt gemacht hat, zeigt die große Zahl der Diplomierten, die seit Einführung der Diplomierung nun schon über 22 000 beträgt.

Wie man weiß, berechtigen fünf Dienstjahre bei derselben Familie zum Diplom, zehn Dienstjahre zur silbernen Brosche oder Anhänger und zwanzig Dienstjahre zur silbernen Uhr oder zum silbernen Eßbesteck.

Die Mitglieder des gemeinnützigen Frauenvereins erhalten die Auszeichnungen für ihre Angestellten zu ermäßigten Bedingungen. Nichtmitglieder des Schw. gemeinnützigen Frauenvereins können ihre Angestellten ebenfalls diplomieren lassen, haben aber für die Auszeichnungen einen Beitrag in den Diplomierungsfonds zu entrichten. Die Diplomierung findet jeweilen nur auf Weihnachten statt; im Laufe des Jahres werden keine Auszeichnungen verabreicht.

Die Anmeldungen sind an die Sektionspräsidentinnen zu richten. An Orten, wo keine Sektion des Schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins besteht, ist die Anmeldung direkt an die Präsidentin der Diplomierungskommission, Frau Gernet-Scherer, in Luzern, zu richten. Nach dem 31. Oktober a. c. werden keine Anmeldungen mehr für die Diplomierung auf nächste Weihnachten entgegengenommen.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Vom hygienischen wie vom wirtschaftlichen Standpunkte aus verwenden heute abertausende von Familien als tägliches Getränk Virgo die moccaduftende Kaffeesurrogat-Mischung und als Zusatz den ebenso gesunden stets vollaromatischen Sykos.

Persil wäscht & bleicht rasch & billig
HENKEL & CIE A.G. BASEL
D 714 d 3

Schwäche nach Krankheit und allgemeine Müdigkeit
die sich sonst nur langsam verlieren, beseitigt rasch und sicher
Elchina *Elixir oder Tabletten*
Es belebt den ganzen Körper.
Orig.-Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth

Prima weisse
Baumwollstoffe für Leibwäsche etc.
liefert zu äusserst günstigen Preisen
ERNST BUCHER, ST. GALLEN
GRATISMUSTER VERLANGEN (OF5792St

DER LIEBLING
ihrer Familie ist das bekannteste Backpulver
REGULAS
das ihr Gebäck immer fein und wohlschmeckend macht
Landolt, Hauser & Cie, Näfels

Gratis zur Probe
auf 8 Tage erhalten Sie den wunderbaren RECOFIX-UNIVERSAL-APPARAT damit Sie selbst sehen, was Sie damit sparen können. Er backt, kocht, bratet, sterilisiert und dörrt. Interessanter Prospekt durch
RECOFIX-FABRIK RECO A.-G. BIEL 35

Sekretärin * Buchhalterin
besorgt Einrichtung und Nachtragen aller Systeme (amerik. Ruf etc.) Bilanzen, Statistik, Organis. Korresp., eig. Masch.; ab Novr. Büro in Zürich. Ia. Referenzen.
Auskunft Herrliberg Tel. 2.26

Was Mode wird bringt **Beyers Mode-Führer**
Band II Damen-Kleidung Herbst 1927 Preis Fr. 1.90
Band III Kinder-Kleidung Herbst 1927 Preis Fr. 1.50
Überall zu haben
Weltmode A. G. Zürich 1, Seidengasse 14

Ferien- oder Erholungsgelegenheit in kleinem, gemütlichem Heim **in Arosa** für Damen und junge Mädchen
Privat-Pension von Schwester Härlin, Villa Bergheim
Telephon 209. Preis v. Fr. 9.50 an, von Juni—Oktober.

Abonnements-Bestellung für die Administration des „Schweizer Frauenblatt", Zürich, Sihlstr. 43
Die Unterzeichnete bestellt hiemit das
Der **„Schweizer Frauenblatt"**
auf die Dauer von 1/4 Jahr zu Fr. 3.20
" " " 1/2 " " " 5.80
" " " 1/1 " " " 10.30
Ort und Datum: Unterschrift
Nichtpassendes streichen — [Gefl. ausschneiden und einsenden]

Buchhofers Kochkurse
Frau E. Suter-Buchhofer, Junkerngasse 34, Bern
Kurs: 11. Okt. bis 11. Nov.
Kurs: 15. Nov. bis 16. Dez.
Gute und feine Küche. Ohne vorherige Kenntnisse bester Erfolg
Buchhofers Schweizer Kochbuch, 6. Auflage
Prospekte franko und gratis

Haushaltgewebe aller Art
in Leinen und Halbleinen
Handarbeitsstoffe
Bunte Bauernleinen
für Schürzen (Trachten), Tischdecken, Vorhänge etc. beziehen Sie vorteilhaft durch
J. Peyer, Schleitheim

Monruz près **Neuchâtel**
INSTITUT MENAGER
PENSIONNAT DE JEUNES FILLES
FRANCAIS. Méthode nouvelle.
Toutes branches ménagères.
Belle situation près du Lac.
Mr et Mme W. PERRENOUD.

Für Flecken-
reinigung hat sich die Crème „Propre" seit 25 Jahren vorzüglich bewährt, à Fr. 1.50 Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

Beim sparsamen Gebrauch der Wasserbodenwichse
CIRALO
erhalten Ihre Fussböden das Aussehen eines Parkettes
LABORAT. **EREA,** MONTREUX

„La Roseraie" ob Coppet (Genfersee) **Haushaltungsschule**
Direktion: Frau Dr. Rittmeyer. Herrliche Lage. Park. Gründliche Erlernung aller Zweige des Haushaltes. Sprachen. Sport. Familienleben. Referenzen.

Die Dame von heute
trägt nur den
Qualitätsseidenstrumpf
in allen modernen Farben
zu Fr. **4.80** per Paar
Versand per Nachnahme
Strumpfhaus „Eclair", Frutigen.

Frauenkrankheiten
Weissfluss
wird mit grossem Erfolg gründlich ausgeheilt durch **Med. Ambulatorium Post Wolfhalden** ob Rheineck (St. Gallen) 26

M. BOLLIER
ZÜRICH 8 ⊕ 11 Wiesenstrasse 11
Telephon Hott. 7987
Feine Handgemalte Kissen-Platten Anfertigung von Lampen-Schirmen, Sophakissen, Theepuppen in künstl. geschmackvoller Ausführung

Kinder jeden Alters
finden
gute Verpflegung
„Sunneschy", Heiden.

„Mene Towels"
echt engl. Damenbinden, der Lieblings-Artikel der englischen Damenwelt undurchlässig, bietet den sichersten Schutz für Kleid und Unterwäsche der Damen auf Reisen und bei Sport, Spiel und Tanz,
Preis per 1/3 Dtzd. Fr. 1.70 per Dtzd. Fr. 3.40. Diskr. Zusendung
Marie Hofmann, Elgg (Zürich)

Berücksichtigen Sie bitte die Inserenten des „Schweizer Frauenblattes"